

trolle der Kosten, sei nicht vorhanden. Marktforschung und Innenrevision würden vernachlässigt.

Versagt hat im Falle Diag nach Ansicht des Rechnungshofes nicht nur die Geschäftsleitung. Obgleich der Aufsichtsrat „die Mißstände schon früh erkannt“ habe, sei nichts geschehen. Niemals, so der Bericht, hätte er „die Initiative zu ihrer Beseitigung allein der Unternehmensleitung überlassen dürfen“.

Schockiert von den schweren Fehlern und Unterlassungssünden, scheuten die Prüfer des Rechnungshofes auch nicht den logischen Schluß: Der Wirtschaftsminister möge doch prüfen, „ob die Mitglieder der Unternehmensorgane zum Ausgleich zumindest eines Teils des von ihnen verursachten Schadens heranzuziehen seien“.

Der Wirtschaftswissenschaftsminister selbst indes steht, dem Bericht zufolge, kaum besser da als Management und Aufsichtsrat der Diag. „Wiederholt“, so klagen die Rechnungshof-Beamten, hätten sie „Mängel und Unzulänglichkeiten“ in dem maroden Bundesunternehmen mit ihm erörtert. Friderichs habe jedoch seine „Einflußmöglichkeiten nicht hinreichend genutzt“.

Ausdrücklich nennt der Bundesrechnungshof in diesem Zusammenhang die „verfälschte Beteiligungspolitik“ der Diag. Ein einziges unternehmerisches Abenteuer, die Beteiligung an der anglo-amerikanischen Interkiln Corp., bescherte dem deutschen Bundesunternehmen im Jahre 1975 einen Verlust von 100 Millionen Mark.

Für den Erwerb dieser bislang weitgehend unbekanntenen 67-Prozent-Beteiligung bestand nach Ansicht des Rechnungshofes nicht der geringste Anlaß. Interkiln baute vor allem Ziegelfabriken in Entwicklungsländern — Anlagen, für die das Bundesunternehmen kaum Gerät liefern konnte. Überdies brachte Interkiln in diesen Bund beträchtliche Schulden ein, die von den Diag-Managern bereitwillig akzeptiert wurden.

Ungeprüft übernahmen sie laut Bericht die Angaben ihrer neuen Partner über den finanziellen Status der neuen Diag-Tochter, leichtfertig versäumten sie es, einen ihrer Beteiligung angemessenen Einfluß auf die Geschäftspolitik zu gewinnen.

Da auch Interkiln den eigenen hochfliegenden Plänen offenbar nicht gewachsen war, endete das Unternehmen kläglich: mit Verlusten, die, wie der Rechnungshof herausfand, „das Zehnfache des kalkulierten Gewinns überstiegen“.

DER SPIEGEL, Nr. 4/1978

JAGD

Meist ins Auge

Immer mehr Deutsche greifen zu den Waffen und gehen auf die Jagd. Das Unfallrisiko der Weidwerke wächst, Unfallschäden werden teurer.

Den Schrotschuß auf Hasen hielt Adolf Hitler für unfair — die Jäger sollten diese Beutetiere „mit der Hand fangen“.

Konrad Adenauer meinte: „Jäger sind faule Menschen.“ Für Theodor Heuss galt die „Jägerei“ gar als „eine Nebenform menschlicher Geisteskrankheit, von der ich nie befallen war“.

Befallen von dem, was Heuss „Geisteskrankheit“ nannte — anders gesagt: im Besitze eines Jagdscheins —, waren im vergangenen Jahr erstmals mehr als eine Viertelmillion Bundesbürger, fast doppelt so viele wie vor zwanzig Jahren.

Nahezu 10 000 Nachwuchsjäger, die nach schwierigen Prüfungen zum erstenmal an den Drücker gelassen wurden, haben die Zahl der amtlich geduldeten Jäger auf diese neue Rekordmarke erhöht. Zugleich dabei gewachsen ist die Gefahr für Grünröcke und ihre Jagdgehilfen, durch Pulver und Blei zu Schaden zu kommen.

Letzte Woche erst hatte die Tagespresse wieder zwei Jagd-Tote aus deutschen Revieren zu melden:

▷ Bei einer Treibjagd nahe dem niedersächsischen Kirchlinteln traf

* Verblasen der Strecke.

ein Schrotschuß einen zwölfjährigen Jagdbegleiter tödlich in die Lunge.

▷ Gleichfalls bei der Niederwildjagd, nahe dem rheinischen Hennef, traf ein Schrotschuß einen sechzehnjährigen Jagdbegleiter tödlich in den Kopf.

Im Herbst und Winter, wenn die Mümmelmänner und Fasanengockel „geerntet“ werden, geht — so ein Manager der Jagdunfall-Versicherung — „bei der Jagd fast jedes Wochenende irgendwo einer über den Deister“. Die höchsten Eigenverluste in kürzester Zeit erlitten Westdeutschlands grüne Ballermänner im Jahre 1973: Binnen vier Wochen wurden den Versicherern damals „zehn ausgeschossene Augen und vier Krüppel“ angezeigt.

Unter allen Jagdunfallschäden halten die Jagdhunde (als Täter und als Opfer) mit rund 75 Prozent zwar die Spitze. Und „normale“ Revierunfälle — wenn etwa jählings ein verrotteter Hochsitz unter einem Weidmann zusammenbricht — schlagen nur mit fünf Prozent zu Buch. Die restlichen Unfälle aber sind die schlimmsten, denn sie passieren mit dem Schießgewehr und erfordern zu ihrer Regulierung mehr als die Hälfte aller Schadenssummen.

Die Versicherer haben seit einigen Jahren in jeder Jagdsaison je 200 Jäger einen durch Schußwaffen verursachten Schadensfall zu lindern, über 5000 Schieß-Schäden insgesamt und durchschnittlich ein bis fünf Jagd-Tote zu verzeichnen. In den Vorbereitungskursen für die Jägerprüfungen der Landesjagdverbände werden die Jagdschüler

Bonner Diplomatenjagd*: „Jedes Wochenende einer über'n Deister“



zwar seit geraumer Zeit gründlicher als früher in der sicheren Handhabung von Jagdwaffen unterwiesen. Doch noch immer, erläutert ein Ausbilder, liegt „die Schadensquote an der oberen Grenze des Erträglichen“.

„Drei-Millimeter-Schrot muß ein Jäger vertragen können“, lautet ein weidmännischer Ulk-Spruch, der noch aus behäbiger Schwarzpulver-Zeit zu stammen scheint. Darüber können Jagdaufseher und Versicherungsexperten kaum noch lachen. Denn besonders mit ihren Schrotflinten, die — je nach Kaliber — pro Schuß 68 bis 760 Schrotkugeln mit der berstenden Gewalt moderner, rauchloser Nitropulver-Treibladungen verfeuern, schießen unglückselige Jäger

Obwohl wichtige Sicherheitsvorschriften auf der Rückseite des Jagdscheines gedruckt stehen, richten sich fahrlässige Jagdgenossen häufig weder nach ihnen noch nach zusätzlichen Anweisungen und Signalen, wie sie auf Gesellschaftsjagden unerlässlich sind.

Sie schießen beispielsweise, ohne den Sicherheitsabstand zu bedenken, in Richtung der anrückenden Treiberwehr. Oder sie halten, im Jagdfieber den Blick starr auf den durch die Schützenkette eilenden Hasen gerichtet, dem entsetzten Nachbarn die Flinte vor den Bauch.

„Nach der Regel, daß niemals die Waffe auf einen Menschen gerichtet werden darf, lautet die zweitwichtigste

Jagdschütze und „Bunte“-Verleger Franz Burda nachgedacht haben: Erst ermahnte er als Jagdherr seine eingeladenen Gäste zu besonderer Vorsicht, dann schoß er einem Treiber ins Bein.

Abseits von der fröhlichen Ausgelassenheit lärmender Gesellschaftsjagden wurden einsame Ansitz-Jäger mitunter getötet, weil sich — eine andere, weitverbreitete Jäger-Unsitt — Jagdgenossen nicht an Abreden hielten. „Da haben“, berichtete ein Versicherungssachbearbeiter, „zwei abgesprochen, daß um eins mit dem Ansitz Schluß sein solle, und um zwei schoß der eine den Freund tot.“

Opfer einer Verwechslung aus ähnlicher Ursache wurde beispielsweise im September vergangenen Jahres ein erfahrener Jagdpächter in Krems (Österreich): Sein Jagdgenosse, der auf einem zweiten Hochsitz auf Sauen ansaß, erschöß den Pächter in einem Maisfeld — und als sich noch einmal „etwas“ bewegte, erlegte der Schütze auch noch den Hund des Getöteten.

Wie gefahrvoll sich das edle Weidwerk sogar bei professioneller Vorbereitung und sachkundigster Aufsicht erweisen kann, zeigt sich kaum irgendwo deutlicher als auf Diplomatenjagden in Staatsjagdgebieten.

Der Bonner Chronist Walter Henkels, selber Jäger und Teilnehmer an zahlreichen Diplomatenjagden, merkte an: „Diplomaten in freier Wildbahn, von denen manche zum erstenmal ein Gewehr führen, brennen vor Begier, über Kimme und Korn alle möglichen Probleme anzuvisieren.“ Im November 1976 in Jugoslawien visitierte ein österreichischer Botschafter „versehentlich“ einen französischen Kollegen an und schoß ihn tot.

Bundespräsident Scheel hat, angeblich aus Gründen der Sparsamkeit, die Diplomatenjagd aus dem Programm der Bonner Gesandten-Treffen streichen lassen. Zwar hatte es dort keine Jagdtoten gegeben; immerhin aber wurden Forstmeister und Dolmetscher angekratzt. Ein Ministerialdirektor Heinemanns entging einer Ladung Schrot nur durch Wegducken in volle Deckung.

Doch auch im Bleihagel der gemeinen Jagd passiert mehr Schlimmes, als aktenkundig wird. „Bei sehr vielen Jagdunfällen“, berichtete die Fachzeitschrift „Jäger“, „scheuen sich die Beteiligten, eine polizeiliche Unfallaufnahme durchführen zu lassen.“

Den Versicherungsfirmen reichen schon die gemeldeten Frevel mit Folgen: Weil sich „der durchschnittliche Schaden ständig steigend entwickelt“, haben Jagdhaftpflicht-Versicherer für das am 1. April beginnende neue Jagdjahr ihre Prämien erhöht — zumal die Gerichte Schmerzensgelder neuerdings großzügiger bemessen.

Das sei auch verständlich, meinte ein Versicherungs-Experte: „Denn wer läßt sich schon gern für 5000 Mark ein Auge ausschießen?“



Gefährliche Jagd-Situation: Blick auf den Hasen, Flinte auf den Nachbarn

in eigenes oder nachbarliches Fleisch. Bei den meisten der ernsthaften Schußverletzungen gingen die Schrote ins Auge.

Als Hauptursache der Flinten-Unfälle erwiesen sich sorgloser, häufig leichtfertiger Umgang mit geladenen Waffen. Die Statistiker bei den Versicherungen fanden zudem heraus, daß der schadenträchtigste Jäger in der Altersklasse zwischen 55 und 75 Jahren zu finden ist: „Der Routinier, bei dem es 20 Jahre gutgegangen ist.“

„Auf Gesellschaftsjagden“, schrieb der Autor und erfahrene Jägersmann Wolfgang Rausch*, sei „bei einigen ‚alten Hasen‘ oft eine souveräne Gleichgültigkeit allen möglichen Gefahren gegenüber zu beobachten“.

Regel, daß nur eine ungeladene Waffe sicher ist“, faßte Jagd-Autor Rausch einen Katalog häufig vorkommender Jäger-Missetaten zusammen. Sogar „die beste Sicherung“ könne „unter ungünstigen Umständen versagen“ — wie bei jenem bundesdeutschen Landwirt, dem die gesicherte Flinte von der Schulter rutschte: Der Kolben stieß hart auf, beide Läufe gingen zugleich los, und die Schrot-Salve zerfetzte den Schützen.

Gefahr droht selbst dann, wenn der Schütze alles beobachtet und alles bedacht hat. Es kommt mitunter an Hindernissen zu Ablenkungen von Schrotten und Büchsenkugeln, „deren Abprall-Winkel in keinem Lehrbuch steht, aber es passiert“ (so der Jagdballistik-Experte einer Versicherung). Über den Widerspruch zwischen Absicht und Tat mag hinterher auch der bedeutende

* Wolfgang Rausch: „Alles über Jagdwaffen in Theorie & Praxis“. Verlag Bucheli, Zug/Motorbuch-Verlag, Stuttgart; 208 Seiten; 26 Mark.